

Regina Lob [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574282>

Nutzungsbedingungen

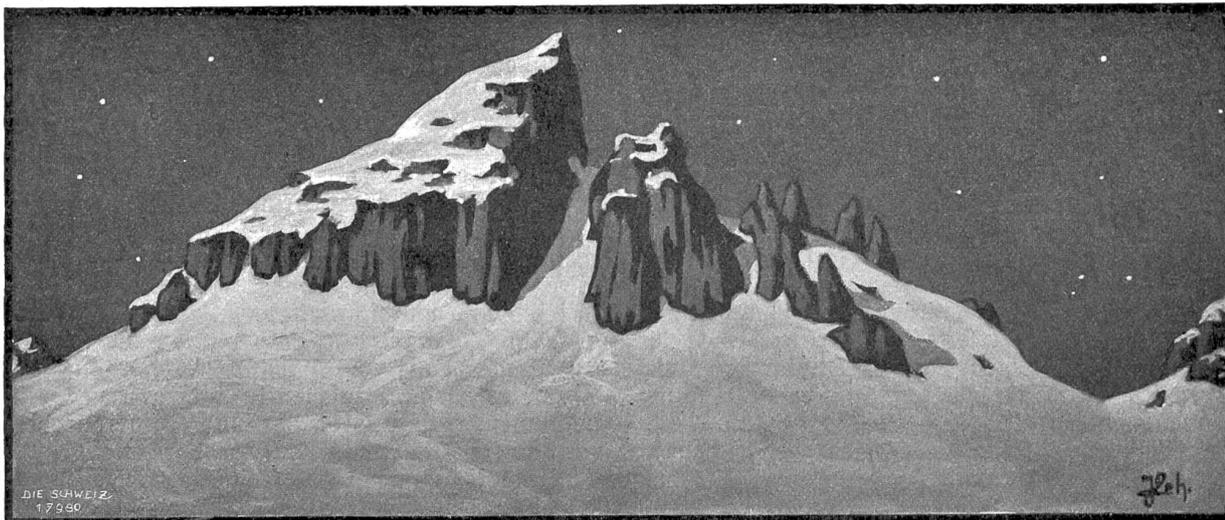
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Steigen

Steigen wollen wir nun beide
Aus der Talluft, aus der weichen,
Höhendurstig auf die Weide,
Die die Augen schon erreichen,
Trinkend schon der Alpe Grün:
Hoch und frei dort an der Sonne
Tausend Blumen blühen und glühen,
frische Gletscherlüfte kosen
Um das Feuer ihrer Sterne,
Und es wogt von Licht und Wonne.

Felsenbäche donnernd tosen
Wie das Leben in der ferne;
Ueber Wettertannen steigen
firnen, weiß im Silberduft,
Die befehlend aufwärts zeigen,
Silberblitzend durch die Luft —
Zu den Samen an den Quellen,
Rasch rollt das gesunde Blut;
Freude muß hier oben gellen,
Und es jauchzet Uebermut,

Daß die Felsenwände hallen
Und die hellen Echo locken,
feierlich dagegen schallen
Nah und fern der Kühe Glocken
— — — — —

Und wenn wir noch höher steigen,
Kommen wir zur großen Ruh,
Wagen es, mit ihr zu schweigen:
Alsdann sprichst, o Gott, nur Du!

Niklaus Bolt, Lugano.

Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ich ging hinunter und erbot mich, bei Theodor zu wachen. Aber Regina meinte, es sei kurzweiliger, wenn wir beide einander das übrige Ferklein Nacht wachhielten. „Komm herüber,“ sagte sie, „in die Stube; wir lassen die Türe offen! Sitz du da in den Lehnstuhl, so!“ Sie machte es sich auf dem Sofa bequem und fuhr leise fort: „Ihr habt es doch gut in der Stadt. Es gibt keine Krankheit, gegen die ihr nicht Apparate und neue Erfindungen habt. Aber zu uns kommt so was noch lange nicht. Unser Doktor ist nicht schuld daran. Die Leute selber wollen nichts Neues. Die alten, großen Mixturen, die den Großvätern zum Leben und Sterben geholfen haben, müssen auch heute das Richtige sein. Aber du mußt nun alles dalassen und mir genau sagen, wie man es mit dem Sprizlein macht. Nicht wahr?“ „Ich zeig' es dir gern; sorgsam bißt du ja, und es kommt auch auf einen hundertstel Millimeter ab.“

„Ja?“ machte sie erstaunt. „Ich werde schon aufpassen. Wie das geholfen hat, Herrgott!“

Ich nahm also das Sprizlein, erklärte ihr das Maßwerk und Einstellen und Funktionieren. Sie sah, nickte und hatte es mit ihren schönen tiefen Augen gleich begriffen. Immer hatte ich sie für ein praktisches, doch sonst einfältiges Dirnlein angesehen. Aber nun wunderte ich mich, wie flink sie die verzwickte Einrichtung erfaßt hatte.

Aus der Nebenkammer drang der laute, zufriedene Atem des Hausherrn. Regelmäßig wie das Ticktack der Uhr ging er. Sie und da horchten wir darauf. Dann ward es wieder still. Aber Regina ertrug dieses Schweigen nicht. Gleich begann sie wieder etwas zu reden. Dabei sah sie mich an, überhaftete sich, machte viele unnötige Worte und erinnerte mich in ihrer Unrast an eine Henne, die mit unendlichem Geflügel und Geflatter sich über das

Es spreizt, es zuzudecken. Auch Regina versteckte mit ihrem Schwall einen einzigen Gedanken. Das merkte ich wohl. Sie fühlte, daß sie mir unrecht getan hatte mit ihrer Eifersucht; sie schämte sich vor meiner Wohlthat, und sie wußte doch, daß sie nicht anders als immer wieder das gleiche Unrecht tun könne. Und sie wollte das sich und mir geheim halten. „Erzähle etwas,“ sprach sie zuletzt; „du hast uns ja in alten Zeiten immer gern Geschichten erzählt, und erlebt hast du nun wohl auch manche.“

Da begann ich vom Liebespärcchen in der Bahn zu reden und machte das Drollige der Leutchen womöglich noch drolliger. Aber Regina verzog ihr Bronzef Gesicht zu keinem Lächeln. Diese törigen zwei Käuze gingen an ihr wie Wind vorbei. Das ging sie nichts an.

„Weißt du, Regina, was ich da gedacht habe?“

Sie sah mich verdächtig an und schüttelte den Kopf.

„Ich hatte fast den Mut verloren, zu euch herauf zu kommen; denn ich kannte dich zu gut...“ Fest blickte ich der Frau ins Antlitz. „Ich zweifelte, ob es zu einer Versöhnung käme. Aber als ich nun die Flatterleutchen sah, dachte ich: Ja, wenn Regina und Theodor solche Fliegen wären, dann hätte es keinen Sinn sich weiter um solche Laffen zu kümmern. Aber die sind anders. Die haben Ernst. Ihre Liebe ist nicht Zucker, sie ist Eisen. Und derlei Menschen sind es hundertmal wert, daß man um sie sogar ein bißchen herumrutscht, bis sie gnädig tun...“

Sie lächelte verlegen und schwieg. Auch mir erlosch die Rede. Es ward furchtbar ruhig. Ein Fenster stand offen. Da sah auch nichts als eine große Stille herein. Das wurde uns unerträglich. Wir suchten einander mit den Augen und wichen, sowie wir uns begegneten, verwirrt in eine dunkle Ecke. Aber auch dort war uns nicht wohl. Dann strichen und zupften wir an unserem Gewand und sammelten dabei, was wohl zu plaudern wäre. Es widerte uns an, etwas Alltägliches in so seltener Stunde zu reden. Aber etwas Wichtiges zu sagen, schien uns gefahrvoll. Denn das mußte ja gleich in unsere innersten Zwistigkeiten gehen. Endlich fand Regina einen Ausweg.

„Weißt du nur Spaß zu kramen?“ tadelte sie beinahe. „Von dir hörte ich lieber über kranke Menschen reden, was sie aushalten und wie sie sterben. Deine Kleider riechen ja davon.“

„Mich bedünkt, du hättest genug von diesem Kapitel da drüben,“ versetzte ich nun auch ernst.

Sie wurde ein wenig bleich und ganz straff über die Wangen. Wie in einer großen Spannung. Die Blicke verkrochen sich einen Moment gleichsam in die eigene Seele zurück, aber schossen dann mächtig wieder hervor, als hätten sie sich mutig gebadet, und griffen mich heftiger als je an. „Ich möchte dich etwas fragen,“ sprach sie mit erzwungener Ruhe, indem ihre Augen förmlich zitterten. „Versprich mir, wahrhaft zu antworten!“

Ich zögerte. „Kann ich's?“

„Wir wollen löschchen!“ sagte sie. „Der Mond

kommt am Stockberg herauf.“ Sie drehte den Knopf. „Du kannst es!“ beschloß sie mit fester Stimme.

Vom Mond, der über die Hügel stieg und nun durch alle die kleinen Stubenfenster mit seinen blonden Augen hereinsah, wurden alle Gegenstände in der Wohnung schimmerig hell. Besonders erleuchtet blickte Regimens Gesicht aus dem weißlichen Gestimmer. Alles Wilde, Freche, Zigeunerhafte, das mir an ihr immer so mißfallen hatte, war weit von ihr weggeworfen. Frauenhaft still und würdig wartete sie.

„Also, Walter!“

„Frage denn!“

Sie raffte sich sozusagen in ihrer ganzen Seele zusammen, griff alle Frische und Tapferkeit hervor und sprach: „Kannst du Theodor retten?“

Bestürzt und wie verdemütigt von solcher Frage ließ ich das Auge von ihr auf den Boden fallen.

„Kannst du's, kannst du's?“ forderte sie heftiger und schüttelte mich mit ihren braunen Händen am Gelenk. „Wenn du's kannst, so sag' es schnell!“

„Frau Regina...“ stotterte ich.

„Nicht so, keine Umschweife, sag' ja oder nein!“

„Regina, hör'!“

„Du kannst es also auch nicht! Aber warum hast du denn vorhin so großartig getan?“

Sie sah mich nah und zornig an. Hart stellte sie ihre Backenknochen heraus. Und vor dieser ehrlichen Erregung fühlte ich, daß ich nicht redlich gewesen war, daß ich mich mit meinen Austerkünsteln in die Liebe der zwei Eheleute hatte hineinschmuggeln wollen. Wo Tod war, hatte ich Leben, wo Untergang war, Rettung vortäuschen wollen, aus Feigheit. Aber immer noch fühlte ich nicht den Mut in mir, so gerade wie die Frau hier zu reden.

„Jetzt laß mich sprechen, Regina!“ sagte ich. „Diese Krankheit kann ich und niemand dem Theodor von der Lunge blasen. Das geht zu weit herum und zu tief hinein, so was heilt keine Kunst. Nein, gesund kann Theodor nimmer werden. Das sag' ich offen, du hast es mir herausgezwungen!“

Regina preßte die großen Hände vors Gesicht und zitterte wie ein Laub.

„Aber darum redet man noch lange nicht vom Tod. Die Auszehrung ist meines Bedünkens die seltsamste Krankheit, die wir Aerzte kennen. Es kann ein Patient damit hundert stockgesunde Menschen überleben. Und sich noch leidlich dabei fühlen. Alles kommt auf die Natur des Kranken an. Und Theodor ist eine starke Natur. Wenn er eine gute Pflege und eine umsichtige ärztliche Obforge dazu bekommt, so kann er noch lang an diesem Nigisserschnee und an euerer Sonne und an all den vielen Späßen ringsum Freude haben!“ Ich versuchte ein Lächeln, über das, was ich von den Späßen gesagt hatte. Nirgends gab es so viele wie ums Weggisserhaus. Das war bekannt.

Regina ging darauf nicht ein, sondern fragte sofort furchtbar ernst: „Wie lang? Länger als ein Jahr?“

„Ein halbes Jahr, ein ganzes, zwei, mehr — es kommt alles auf seinen Widerstand und auf eure Hilfe an!“

Regina streifte die Ärmel zurück und machte eine frische, zugreifende Bewegung. „O, wenn es von diesen Händen abhängt, dann noch hundert Jahre!“ Tapfer, heiß und voll Opfersinn sah sie ihre müden Hände an. Ich konnte nicht anders, ich mußte diese braunen Hände erfassen und mit einer mir selbst wunderlichen Ehrfurcht sagen: „Wir wollen nicht unmäßig hoffen. Aber viel und standhaft wollen wir hoffen, Frau Regina!“

Und nun geschah das Große, sie erwiderte meinen Druck dankbar.

„Auf der Bahn,“ fuhr ich fort, „ist mir eine Frau begegnet, die schon viel kränker ist als Theodor, und die reißt noch in einem Güterzug und läuft durch den Schnee ohne Stütze und hofft, wieder gesund heimzukommen. So ein mutiges Weib! Zehnmal eher steht und erhält sich dein Theodor!“

„Warum hast du mir das nicht eher erzählt? Das gefällt mir, nicht das andere von den blöden Narren!“

Ich malte jetzt das Krankenbild aus der Eisenbahn mit vielen kleinen und schlauen Strichen aus. Wie die Frau die Telegraphenstangen zählte, die sie immer weiter von ihrem Büblein wegbrachten, wie sie elend aß, dünn atmete und die verdorrten Lippen aufeinanderpressen mußte, als sie über die zwei Wagentreitte hinunterstieg. Aber gehofft habe sie immer. . .

Regina rückte mir immer näher, atemlos lachend, um keine Silbe zu verlieren.

Einen Husten habe das Bauernweib gehabt, gar nicht zu sagen, wie!

„Nicht, wie Theodor hustet?“

„Das tönt wie eine Glocke dagegen. Das andere war ein heiseres Geräusch von Scherben!“

„Und hast du bei diesem Bildchen auch einen Vers auf uns gemacht, Walter, so ein Dichter, wie du wohl immer geblieben bist?“

„Ja, Regina. Ich dachte: Es gibt doch starke Frauen. Leiden sie, so tragen sie mit einer stillen Tapferkeit, weit besser als acht Mänerschultern zusammen. Und leidet der Mann, so tragen sie das Doppelte, seine Last und die ihre. Ich hab' nun an einem Tag von beidem ein prächtiges Stück gesehen.“

Regina hob den Finger und drohte, etwas munterer, aber doch noch recht ernst. Ich schwieg nun. Aus der Kammer spann immer der gleiche, laute, zufriedene Atem. Nur ein Medizinerohr konnte wahrnehmen, daß das Einatmen kürzer und schwächer als das Ausatmen geschah. Es war kalt in der Stube. Ich rieb meine steifen Knie warm.

„Dich friert,“ sorgte Regina. „Ei ja, man sieht ja seinen eigenen Hauch. Wart', ich zünd' ein Büschelchen im Ofen an. Ich hab' nie kalt. Darum merk' ich immer zu spät, daß andere Leute wärmer haben möchten.“

Ich widersprach nicht. Mich durchschauerte die eisige Luft der Stube. Gern hörte ich es, wie die Frau in der Küche einen Bund Reifig mit dicken Knüppeln ins Ofenloch stieß, wie es dann knisterte,

zuerst von Papier, dann von spritzigen Flämmlein und endlich anfing zu toben und zu tosen wie ein gleichtöniger, schöner Wind. Der Brand war im vollen Zug.

Vom Fenster sah ich über das Dorf in der Tiefe. Es lag zwischen seinen zwei Hügeln wie zwischen Vater und Mutter ein Trupp Kindlein. Alles war so eng auf- und ineinander verhäuselt, als wollte ein Fenster ins andere schauen, eine Türe in die andere springen und eine Stube die andere warm halten. Nur einige Ausgelassene zogen mit den Tannen den jenseitigen Hang empor. Kleine, schmucke, vieläugige und wunderbar saubere Häuschen waren alle, und sie schimmerten jetzt heller als der Schnee im Mondlicht. Weit oben am Berg glänzte noch ein Licht aus so einer kristallinen Scheibe. Vielleicht liegt dort auch ein krankes Geschöpf und streckt beide Arme nach der Gesundheit aus. Ein anderes Licht blinzelte schräg unter einer Baumgruppe hervor. Dort treibt wohl noch ein geplagter Weber das Schifflein hin und her, weil der Ballen bis Samstag abgegeben werden soll. Oder es gibt Abzug! Jetzt seh' ich ein Laternchen unruhig in die Höhe schwanken und in einem Gehölz verschwinden. Das sind Holzhacker, die schon um vier Uhr ausbrechen, damit sie zeitig am fernen Platz ihr Tagwerk beginnen. Dann hören die Menschenlichtlein auf, es sind nur noch Tannen da, diese treuen Bäume mit ihrem nächtigen, heimlichen Zauber. Auf sie folgen einige öde Halben voll platten Schnees, und aus ihnen ragen als letztes die grauen felsigen Gipfel und Türme hervor. Von meiner Stadt aus sieht man sie auch, wenn es sehr klar ist und der Föhn weht, aber nur wie ein silbernes Schäumchen am tiefen Himmel, und man ist nicht sicher, ob es am Ende nicht eher feine Wolken sind. Aber hier, so nahe, sind sie wie eine erdfeste mächtige Stadt zu schauen, die Kuppeln und Helme gen Himmel gerect und vergoldet oder versilbert, mit romanischen und gotischen Fenstern in den Fassaden, mit Riesenstatuen auf den hohen Söllern und mit Nebenpfeilern und Arkaden hin und her. Aber mit den Wurzeln sind sie tief in die Täler verschanzt, eine Stadt voll Menschen am Fuße, eine Stadt voll Geister auf den Gipfeln, eine Stadt voll Lärm in der Tiefe, eine Stadt voll Stille auf den Zinnen. Ich streckte in meiner Bergbegeisterung den Kopf zum Fenster in dieses Panorama hinaus, und ich spürte nun eine solche Ruhe von den Bergen und vom Himmel herab, daß ich vor Schweigsamkeit meinte, das langsame Fahren des Mondes und das leise Knistern zu hören, wenn er sich eben durch ein weißseidenes Gewölke wie durch ein Feindesbanner riß und großartig aus den Felsen wieder ins gesäuberte Gefilde hinaussegelte.

Da ging die Türe auf. Regina trat mit einem kleinen Duft von Harz und Tannadeln und Ofenrauch ein. Sie trat vor mich hin und sagte: „So, nun ist der letzte Span zwischen uns getilgt!“

„Wie? Was meinst du?“ fragte ich.

„Hast du die Bräuche hier oben denn ganz vergessen?“

Da fiel mir im Augenblick die alte Sitte hierzulande ein, daß zwei Verärgerte, sowie sie wieder mit einander einig werden, sich eines Abends an den Herd setzen und einen Brügel ins Feuer werfen. Der soll den Streit vorstellen. Damit ist der Span beglichen, der Haß verkohlt.

„Hast du es denn nicht gehört,“ fuhr Regina mit einer sonderbaren Mischung von Ernst und Heiterkeit fort, „wie es im Ofen gekracht hat? Den dicksten Bengel hab' ich hineingeworfen!“

Sie streckte mir die Hand entgegen. Ich ergriff sie dankbar. Sie war kalt wie Schnee, gab aber dennoch einen tapfern, männlichen Druck.

Von da an blieb es lange Zeit still zwischen uns. Nur einmal rann durch die Diele hinunter ein kleines, traumhaftes Lippengesprudel Arnoldlis. Kein Sprachkünstler hätte es verstanden. Wir zwei, eine Mutter und ein Vater, verstanden es sehr genau. Dieser Junge peitschte sein Köpflein, schlittelte durch alles Schneegewirbel, neckte und erschreckte die Mädchen und warf sich nach allem vor Spaß auf den Bauch. Das wars. Der Tag ist diesem Buben zu kurz. Da muß auch noch durch die heilige, feierliche Nacht getobt werden. . .

Dann war es wieder still. Der Mond ging langsam den Bergen entlang, bis er auf einmal an den gewaltigen Jlgisserstock geriet. Er stutzte. Hier mußte er einen hohen Schwung über das freche Haupt nehmen. Soll er? Soll er nicht? Das goldene Phlegma des alten Junggesellen am Himmel siegt, und ruhmlos, aber bequem verschwindet er hinter den Felsquadern. Sogleich erlosch alle Helligkeit draußen. Aber noch finsterner ward es in der Stube. Regimens Gestalt zerfloß im Dunkel. Nur die Scheiben, wie dämmerig bleiche Vierecke, konnte man noch erraten. Und nun, in solcher Ungesehenheit schien es uns auf einmal sehr leicht und sehr lockend, uns recht offen gegen einander auszusprechen. Die Gesichter genierten uns nicht mehr.

Regina hob an: „Erzähle mir, wenn es dir nicht zu schwer wird, etwas von deiner seligen Frau! Sei so gut, Walter!“

„Ach, was ist davon zu sagen?“ gab ich leis zurück.

„Mimeli hat mir das Medaillon gezeigt. Sie muß gut gewesen sein. Man sieht es ihr an. Sie hat nichts Unliebes tun, nicht einmal denken können. Sie trägt nicht so einen bösen scharfen Hinterkopf wie ich!“ Das Letzte sagte sie mit einem leichten Scherz im Ton.

„Immer war sie gut, das ist wahr!“ bestätigte ich.

„Hast du noch Heimweh nach ihr?“

Darüber mußte ich wahrhaft erst nachdenken.

„Ich meine, fehlt sie dir manchmal? Oder brauchst du uns Frauen überhaupt nicht? Hassst du uns immer noch?“ Wieder dieser Versuch, lustig zu reden.

„Ich vermiss' sie fast nie,“ sagte ich jetzt. Das war die Wahrheit.

„Was? Und Mimeli sagte doch, wie Papa und Mama einander lieb gehabt haben?“

„Da hat es ganz recht gesagt.“

„Dann bist du ein schwarzes Rätsel. Ich hab'

doch gemeint, was man einmal sehr lieb gehabt hat, könne man nicht kurzweg hinter den Rücken werfen. Wenn Theodor . . . wenn er von mir ginge . . . ich würde für mein Lebtag nichts als an ihn denken, das weiß ich. Er bliebe mir überall vor den Augen.“

„Vielleicht, vielleicht nicht, wer weiß, wir sind nicht Meister über uns,“ zweifelte ich bedächtig.

„Ich würde doch nur an Theodor denken,“ behauptete sie eigenmächtig. „Und du malst mir da nur etwas vor. Aber ich wette, du sinnst gerade jetzt wieder an deine schöne lustige Frau selig. Du möchtest wieder ihre Ordnung und Pflege. Ihr Männer verwahrlost ohne uns!“

„Das ist nicht wahr, Regina,“ erwiderte ich trocken. „Mimeli und ich haben eine alte, prächtige Haushälterin Elsa. Meine Frau hat nicht so gute Wiener Schnitzel fertig gebracht und nicht so fein flicken und alles so sauber halten können wie die Elsa.“

„Sind die Wiener Schnitzel oder der Maschenstich die Hauptsache bei einer Ehefrau?“

„Wart' nur, Regina! Meine Frau war immer spaßig und genussfreudig. Sie paßte zu meinem schweren Wesen, sie machte mir alles leichter. Wo ich stampfte, trippelte sie, und wo ich brummen wollte, schlug sie einen Triller an. Sie ist ein halbes Kind geblieben, auch noch neben Mimeli. Sie hatte immer noch Hochzeitstag. Aus dem Brautlächeln ist sie nie gekommen. Nicht einmal beim Sterben. Sie hat keine Schmerzen gehabt. Der Tod nahm sie ganz leis in die Hand. Sie lächelte mir ins Gesicht dabei, als wollte sie sagen: Nicht wahr, das ist ja nicht ernst gemeint? Und unter dem Lächeln ging ihr der letzte Atem aus. Und so oft ich ihre schöne, helle Leiche ansah mit dem Lächeln um den Mund, hörte ich es aus ihr heraus fragen: Nicht wahr, das ist ja nicht ernst gemeint? Noch beim Bernageln des Sarges! Glaub' mir, Regina, wenn ich aufs Grab gehe, wo ich nichts als gelbe Stiefmütterchen gepflanzt habe, weil das auch so lustige, immer zum Spaß aufgelegte, sorgenlose Blümchen sind, dann mein' ich, aus jedem dieser gelben Blütlein mein Urselfchen zu hören: Nicht wahr, das ist doch nicht ernst gemeint?“

Totenstill horchte mir Regina zu. Kein Fältchen ihres breiten Kleides rauschte. So ein leichtes, seltsames Frauenwesen war ihr neu.

„Da mußte ich denn nur gewaltig staunen, wie das Wort auch für mich wahr geworden war. Nein, wirklich, die drei Jahre Mann und Weib waren nicht ernst gemeint gewesen. Das merkte der junge Witwer jetzt. Nie hatte ich mit Urselfchen etwas Tiefes oder Bedeutendes reden können — es lachte zu früh. Dann fand ich die Worte nicht mehr. Wie oft wollte ich meine Seele vor ihr ausgrübeln! Es war unmöglich. Sie lachte zu früh. Sie nahm alles, was da kam, von der heitern und glatten Außenseite, nie ging sie tiefer. Und wenn es totenschwarz aussah, tupfte sie noch darauf und spöttelte: Schau, wie das lustig ist, es will erschrecken! Sie war ein Schmetterling, und ich hatte Frühling, solange sie mich umflog. Ich ging mit ihr wie auf einer Wiese voll



Jakob Herzog, Winterthur.

St. Jakobskapelle (Brigels).
Phot. Hermann Lind, Winterthur.

Blumen und Bienlein. Als sie starb, graute mir zuerst, weil es so still wurde, gar niemand mehr lachte. Die Wiese war nicht mehr so grün, und die Bienen und Goldkäfer hörte ich nicht mehr summen. Es war weniger warm und hell. In Gottes Namen! Nun schwärmte ich eben nicht mehr auf die Wiesen und flatterte nicht mehr hinter den Schmetterlingen einher und hüpfte keinem Heuschreck nach. Man ward wieder ernst. Aber die Wiese reifte gerade so sicher auch ohne das. Zuerst fror ich ein bißchen. Aber daran gewöhnt man sich bald, an so ein kleines, gleichmäßiges Frieren. Es ist mir lieber als Hitz und Eis übereinander. Ich merk's gar nicht mehr. Wie, Regina, jetzt redest du schon nichts mehr?"

Frau Weggisser saß im Dunkel noch immer geräuschlos wie eine Statue. Aber ich wußte, dieses Stummsein war nichts als ein gewaltiges Zuhören.

„Mein Urselchen hätte vielleicht später auch Würde und Matronenhaftigkeit bekommen als Mutter von großen Buben und ernsthaften Mädchen. So aber ist es mir wie ein blauer Tag gekommen und gegangen. Ich habe nichts als Dank für dieses Weilschen Leben, wo ich einmal recht lästerlich sorgenlos und ausgelassen jung war. Aber meine Art ist es doch nicht gewesen. Sonst hätte mich ja das Heimweh nach einem so makellosen lieben Geschöpf verzehren müssen. Statt dessen blieb nur ein Duft zurück, so ein Duft von Blumen oder von einem kurzen Jodel, so ein . . . Ach, man kanns nicht fassen und greifen, 's ist eben nur ein Duft! Was meinst du dazu, Regina?"

„Sag' weiter! Das ist seltsam! Ich hab' noch gar nie so was gehört. Aber ich verstehe alles, weißt, wenn du schon immer noch so — so wie ein Büchleindichter redest.“

„Sieh, Regina, eben dieser Duft paßt nicht zu mir! Er ist zu gut für mich. Ich hab' immer den Geruch eines Philisters an mir gehabt. Ich sorgte mich denn auch fürchtbar, wie mein Kindchen ausschlagen werde. Ich glaub' wie ein Philister, der einen Samen gesteckt hat und nun, wo das junge Bäumchen aufwächst, nicht ganz sicher ist, ob es nur ein Zierbaum oder ein Obstbaum wird. Hoffentlich, hoffentlich ein Obstbaum, sagte ich und horchte auf, wie Mimeli wohl lachen würde. Wenn es nur nicht lacht wie Mutter, nur nicht so silberig, so dünn, so hoch, um Gottes willen nur das nicht! Wie ich aufs Husten des Patienten achte, packte ich da auf. Bravo, es klang schon beim Kind eine kleine Terz tiefer! Und als Fünfjähriges konnte Mimeli schon das Stirnchen rümpfen. Da küßt' ich es gewaltig. Wenn es mir zu lustig schien, erzählte ich ihm ganz graue Geschichten, schob Spitalbetten und Armenstuben und Särge drein. Da fing der Wolf ein Häslein, dort fiel ein Bübchen aus dem Fenster, hier verbrannte ein Haus, und drüben litt man Hunger. O, mir ward wohl, wenn dann diese kleine Kinderrunzel erschien und Mimeli mich pechschwarz ansah und in allen Taschen fin-

gerte, als möchte es Hilfe herausklauben! Dann ließ ich das Häuschen hurtig wieder aufbauen und das Knäblein wieder heil werden und einen Topf voll Sauerkraut und Schweiniges auf den Armenstich tragen — und dann leuchtete Mimeli auf, ward munter und lachte, aber bald eine volle große Terz tiefer als Mutter selig. Und nun bin ich zufrieden und glücklich; aber ich habe nichts dagegen, wenn es später noch auf eine Quart hinunterfällt.“

„Wirklich glücklich?“ fragte es aus dem Dunkel mit weicher, aber ernster Stimme.

„Glücklich, Regina; mir fehlt nichts! Ich glaub', ich brauch' auch nicht viel. Viele essen fast nichts und sind doch gesund. So bin ich. Ich habe einen kleinen Magen fürs Leben, bin flink satt. Wenn nur Ordnung um mich herum ist, Sauberkeit, alles glatt, keine Brosamen. . . Siehst du, welch ein Philister! Und da lag noch etwas uneben und unrein. Das wurmte mich. Drum bin ich heraufgekommen. Jetzt ist das auch im Blei.“

„Das ist es,“ bestätigte es aus der Finsternis.

„So hab' ich reinweg alles zum Glückseligsein.“

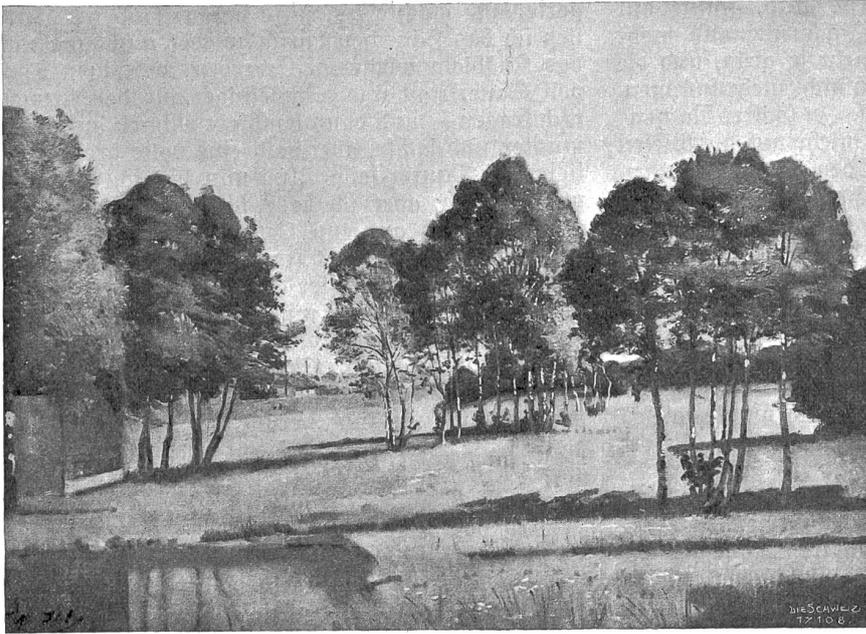
„Bis auf eine liebe zweite Frau!“

„Sei so gut und glaub' mir! Ich brauche keine mehr. Ich hab' alles, dich, meine alte Plagerin dazu!“



Daniel Jhly (1854–1910).

Landschaftsstudie.



Daniel Shly (1854–1910).

Morgen bei Chaux-de-Fonds (Bonne-Fontaine).

„Und den Theodor,“ entgegnete es irgendwoher, aber nicht ganz so klar.

„Ja, meinen alten, lieben Freund!“

Sie antwortete nicht mehr; aber deutlich hörte ich ihr Atmen.

„Regina, Regina,“ fuhr ich drein, „sei nun auch weise genug und stör' so eine stille Freundschaft nicht! Haben wir uns nicht lang genug ins Zeug gepfuscht? Das war unrecht und hat beiden weh getan. Und genügt hat es doch auch keinem von uns!“

„Wer durfte eifersüchtig sein, Walter, der Kamerad oder die Braut und Ehefrau? Sag' doch, wie bestehst du dabei?“

Jetzt war es an mir zu schweigen.

„Du wolltest zuviel von einem Freunde. Ich vielleicht auch zuviel vom Schak. Aber ich durfte doch eher.“

„Und könntest du wieder eifersüchtig werden, jetzt noch, Regina?“

„Ich glaub' ja!“

„Ich sage nein, du könntest es nicht!“

„Ich weiß es besser.“

„Für eine so kurze Zeit noch eifersüchtig?“

„Kurze Zeit, was!“ schrie sie und sprang aus dem Dunkel an mich heran. „Siehst du, siehst du, wie du gelogen hast! Kurze Zeit! Ohhh!“ Sie krallte ihre langen Finger in meine beiden Achseln.

„Was ein solcher Kranker, der nicht mehr gesund werden kann, noch lebt, das ist Gnade,“ rief ich ihr ins Gesicht empor, wovon ich nur das leise Augenblitzen wahrnahm. „Und alle Gnade ist kurz, o, im Vergleich zu dem, was er als gesunder Mensch leben könnte, sehr kurz! Soviel müssen wir beide doch bei der größten Hoffnung zugeben, auch wenn wir die tapferste Hoffnung haben.“

„Ja, ja, du hast recht,“ sagte sie, aber ließ mich nicht los.

„Aber nun vom Andern! Schau, ich gebe dir nie mehr Gelegenheit, auf die Freundschaft eifersüchtig zu sein. Theodor ist mir jetzt nichts mehr und nichts weniger als ein Kranker, für den ich Doktor bin und nichts weiter. Denn wisse nur,“ sagte ich leiser und noch näher in ihr unsichtbares Gesicht empor, „so wie ich ihn gestern abend in seinem Elend sah, ist alles Schwärmen wie eine bunte Seifenblase zerplatzt! Ich hatte bei der Herkunft den goldenen Baldur im Sinn, dieses Wunder von einem blauäugigen, sonnenhaften jungen Helden. Aus den alten Erinnerungen, die bei mir so langsam und so

zäh sind, und aus einer so weiten, vieljährigen Entfernung konnte ich mir kein anderes Porträt schaffen. Dazu kommt, wie du selber sagst, daß ich immer ein bißchen dichte. Aber nun ist's eben doch ein furchtbar anderer Mensch, was ich bei euch oben wiedergefunden habe, und ich spüre für ihn nichts mehr als nur heißes Mitleid und eine eigentümliche Trauer, ja schier gar eine Enttäuschung.“

Nun ließ sie mich frei und trat zurück. Aber sie blieb stehen.

„Was ich jetzt sage, darf dich zornig machen; aber dann bist du geheilt, du eifersüchtiges Weib, das weiß ich!“

„Dann schweig'... Nein, dann red', red'!“ bat sie rascher und haßte wieder nach mir.

„Es geht mir mit Theodor gerade wie mit meiner Frau. Ich war verzaubert, einmal vom Freund, einmal vom Weib. Mehr ist's nicht... Du weißt doch, ich hab' in der Schule nie rechnen können. Mathematisch denken war mir unmöglich. Nun saß der Eugen Schwegler neben mir. Der hat so scharf und kalt gedacht wie ein Messer. Das Verzwickteste löste er mit seinen großen, grausamen, nüchternen Augen wie ein Blitz. Und was meinst du nun, ich neunjähriger Grübler und Phantast, sein bares Gegenteil, schwärmte für den Bub, betete sein eisblaues Auge an, wenn es ins Einmaleins stierte, und seinen trockenen Mund voll Zahlen. Was andere mit mir gemein hatten, das schien mir sehr menschlich; aber was sie über mich hinaus besaßen, das fand ich göttlich. Und da kam Theodor, und der hatte eine Kraft und Pracht um sich und in sich, woneben ich mir wie ein Bettler vorkam. So gesund, so schön, so groß, so mächtig und so lustig! Das übernahm mich völlig. Ich sah ihn an wie ein Götzenbild. Und so ein Götzenbild war mir Urjel-

chen, ihr Lachen und ihr rosiges Späßchen und ihre Seele gleich einem leichten Morgenwölkchen. Das hatte ich nicht, das war darum das Großartigste auf der Welt. So ein Narr bin ich bis hoch in die Jahre gewesen. Als der eine GöÙe zerfiel — fast in nichts, kehrte ich großes Kind unbefehrt zum ersten zurück.“

Wieder glitten ihre Hände von mir ab, und sie setzte sich nun hart neben mich auf den Stuhl. Deutlich fühlte ich ihre starken, warmen Atemzüge.

„Aber einmal kommt der Tag, Regina, wo auch so ein langsames Geschöpf, wie ich bin, das, was Schein und was solide Sach' ist, endlich von einander unterscheiden kann. Was ich vorhin rühmte, hat alles nicht standhalten können, es ist nicht aus festem Geist hervorgewachsen, die Seele hat damit wenig zu schaffen. Lass' die ernstesten Zeiten kommen, Regina, die Winde und Donnerschläge des Lebens und sieh dann, was da von schön und lustig und gesund übrig bleibt, wenn es nicht eine tiefere Wurzel hat...“

„Du schimpfst auf Theodor, du...“

„Nein, ich schimpfe auf mich, weil ich ein Narr statt ein Freund war.“

„So hast du Theodor nie recht geliebt, nur sein Gesicht, sein Lachen, sein blaues Auge...“

„Nein, Regina, ich habe an Thedi und an Ur-

selchen und schon an jenem Rechnerbub mehr geliebt, als an ihnen war, zuviel hab' ich geliebt, eine Seele geliebt, die sie gar nicht haben konnten, so schön und wundervoll reich, und die sie auch gar nie haben wollten, eine Seele, die ich ihnen angedichtet habe. Wenn man so lachen kann, so blaue Augen hat, so blüht und so gilt, was muß das erst tief innen für eine Seele sein! So dachte ich Phantast. Ich habe übertrieben, ich bin der Sünder. Mich allein klag' ich an.“

„O, Walter, dann hab' ich doch tausendmal schöner und besser geliebt!“

„Ich gebe es willig zu.“

„Theodor ist mir heute der gleiche wie vor zwölf Jahren, als ich ihn zuerst sah. Er hat nichts verloren, und ich habe auch nie mehr in ihm gesucht, als er hat. Aber er hat auch alles. Was hat er etwa nicht? Und wenn er noch viel kränker wäre und magerer und bleicher, er ist mir so schön und reich und fein wie am ersten Tag. Ah, und du wolltest mich von ihm nehmen, du, du, mit deiner faden-scheinigen Freundschaft! Wie schlecht, Walter, wie schlecht!“

„Du hast recht,“ sagte ich zerknirscht. Ich hatte das Gefühl, in dieser Nacht zum ersten Mal mich in meiner nackten Gestalt gesehen zu haben...“

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

(Fortsetzung).

Hoch aufgerichtet auf einem eigentümlichen reinweißen Eisblock, bekleidet, nein eingehüllt in ein weiches, feines, in bronzenfarbenen Reflexen schimmerndes Gewand, das die kraftvolle Anmut ihrer schönen Gestalt nicht im mindesten beeinträchtigte, lehnte sich Felicita auf den hohen Alpenstock, an dessen Spitze sie einen Strauß Alpenrosen befestigt hatte, die sich wie ein Blutfleck von dem düstern, fast grünlichen Himmel abhoben. Sie stand hier oben, tief atmend und ergriffen die melancholische Weite des Gletscherfeldes bewundernd. Den ganzen Gürtel hatte sie sich mit Alpenblumen besteckt, die sie mit hartnäckigem Eifer gerade in den schwierigsten Momenten des Aufstieges gepflückt hatte, und es schien deshalb, als entstiegen die üppige BüÙe und der stolz getragene herrliche Kopf einem lustigen Ringelreihen von Stiefmütterchen, Tulpen, Verbenen, Anemonen und Pantoffelblümchen. Wie sie so da stand, hätte man glauben können, daß sich auf einem grob gehauenen Marmorblock die Statue einer sanften und dennoch stolzen Göttin der Berge erhebe, der das Wunder einer nie gefamnten Bonne Leben und Wärme eingeflöÙt hatte. Felicita, entzückt und bebend vor Ermüdung, Ungeduld und Neugierde, war Febo, der ihr diesen ungefamnten Genuß verschafft hatte, aufrichtig dank-

bar. Er hatte sie keine einzige Minute vergessen, seit sie den Wagen verlassen, um den Gletscher zu ersteigen, und seit zwei Stunden fühlte sich die Marchesa inmitten der hehren, gefährlichen Einsamkeit der Berge in der Gewalt dieses fast übermütigen Mannes, der mit bewundernswertem Geschick verstand, ihr auf tausend Arten Unerlaubtes zuzuflüstern, ohne jemals soviel zu sagen, daß sie ihn streng zurechtzuweisen vermochte.



Daniel Jhly (1854–1910).

Ernte (Champigny s. Marne bei Paris).